

02191



Badisches Staatstheater Karlsruhe

Schöne Bescherungen

Alan Ayckbourn

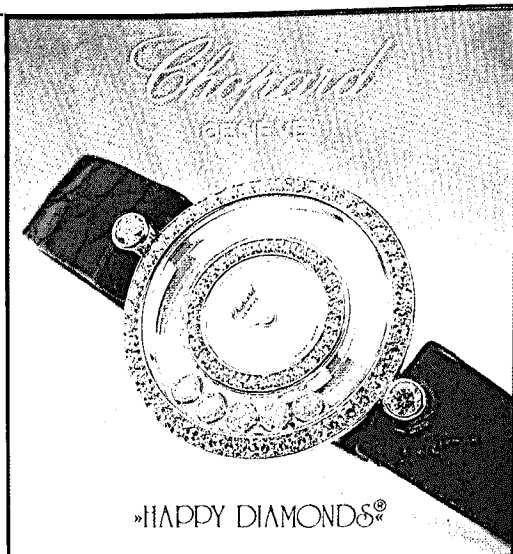
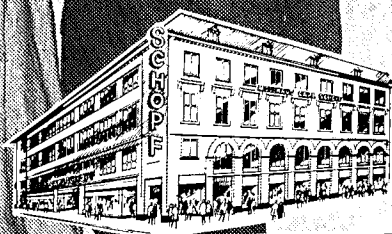
Schöpf

...in Karlsruhe
führend in festlicher
Kleidung für die
ganze Familie!

Wir haben die
große Auswahl.

**Schöpf
Schöpf
Karlsruhe
Schöpf**

IHR MODEHAUS
AM MARKTPLATZ



Juwelier · Platinstudio · Antike Uhren · Antiker Schmuck · Feines Silber

Kaiserstr. 179
7500 Karlsruhe
Tel. 07 21 / 274 38

® JOCK
seit 1898

Kurpromenade
7570 Baden-Baden
Tel. 072 21 / 2 25 02

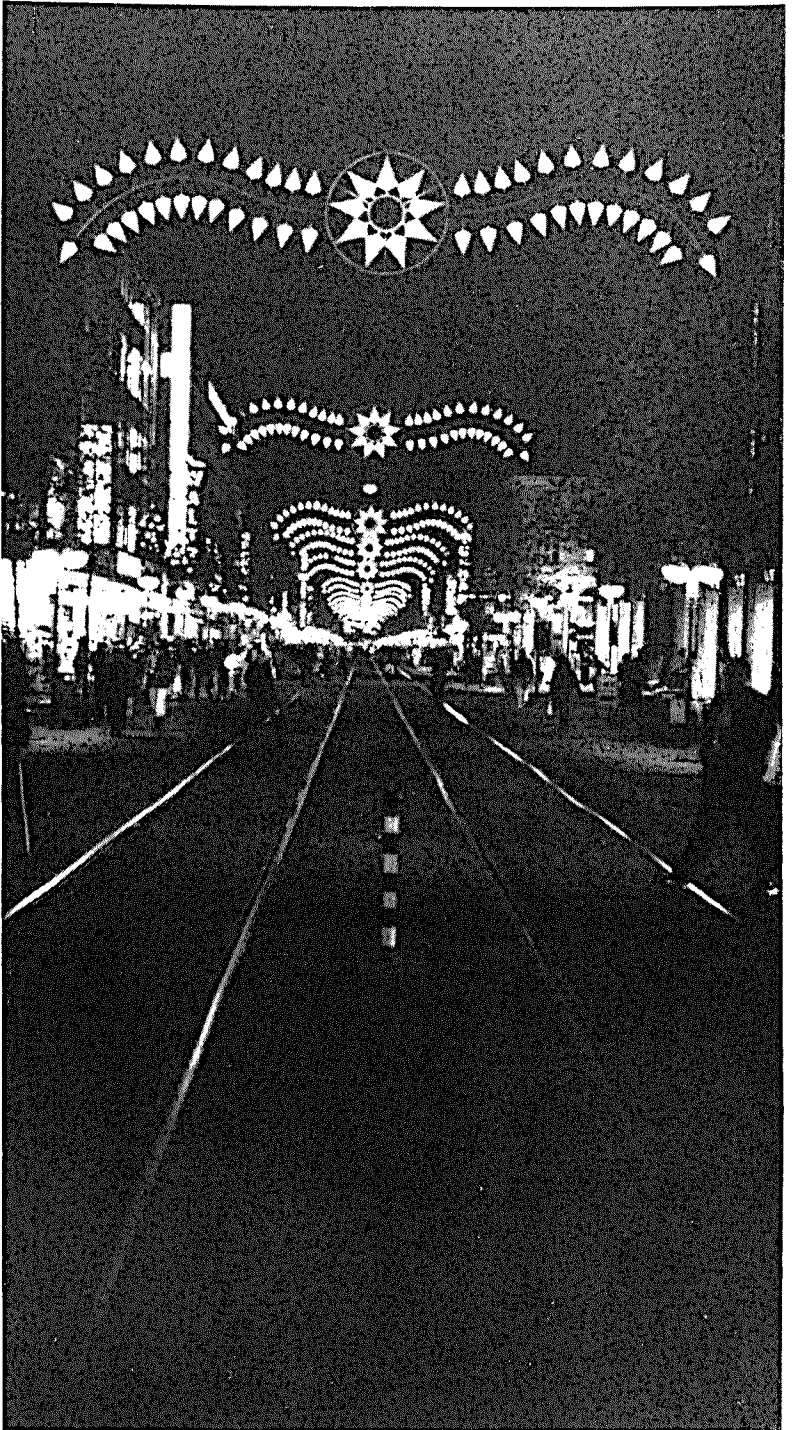
Morgen kommt der Weihnachtsmann

Mor-gen kommt der Weih-nachtsmann, kommt mit sei-nen
Ga - ben: Trom-mel, Pfei-fen und Ge-wehr,
Fahn'und Sä-bel und noch mehr, ja, ein gan-zes
Krie-ges-heer möcht ich ger - ne ha - ben!

The image shows a musical score for the song 'Morgen kommt der Weihnachtsmann'. It consists of four staves of music in a single system, all written on a treble clef staff with a key signature of one flat (B-flat) and a time signature of 4/8. The melody is simple and rhythmic, with lyrics written below each staff. The lyrics are: 'Mor-gen kommt der Weih-nachtsmann, kommt mit sei-nen Ga - ben: Trom-mel, Pfei-fen und Ge-wehr, Fahn'und Sä-bel und noch mehr, ja, ein gan-zes Krie-ges-heer möcht ich ger - ne ha - ben!'.

Bring uns, lieber Weihnachtsmann,
bring auch morgen, bringe:
Musketier und Grenadier,
Zottelbär und Panthertier,
Roß und Esel, Schaf und Stier,
lauter schöne Dinge!

Doch du weißt ja unsern Wunsch,
kennst ja unsre Herzen!
Kinder, Vater und Mama,
auch sogar der Großpapa,
alle, alle sind wir da,
warten dein mit Schmerzen.



Schöne Bescherungen

Ich behielt zwei Elemente des Krimis bei: das eine war die Wohnhalle, die ich gerne mag. Eine Halle ist ein interessanter Raum, weil die Leute sie ständig auf ihrem Weg zu etwas anderem durchqueren. Dann behielt ich Weihnachten bei, das ich vorher schon einmal behandelt hatte, aber nie als Familienfest. Und dann kam ich auf das zurück, was ich schon lange einmal schreiben wollte: eine Liebesgeschichte.

Es gibt im Stück eine Liebesgeschichte, die schief läuft. Und ein Puppentheater, was ich immer schon mal wollte. Das ganze Haus ist von Kindern bevölkert: natürlich bekommen wir sie nie zu Gesicht, aber sie sind immer da. Eine der Personen ist besessen von seinem jährlichen Puppentheater: er schreibt ab September an dem Stück und baut seine Puppen, und jedes Jahr am 2. Weihnachtstag gibt es das Puppentheater. Alle anderen Erwachsenen und auch die Kinder versuchen ihn davon abzuhalten, weil dieses Theater die längste und die langweiligste Sache der Welt ist.

Es beruht auf meinen eigenen Weihnachtserfahrungen. Mein jüngerer Sohn war daran gewöhnt, ein Puppentheater zu sehen, und ich kam gewöhnlich zwei Tage vor Weihnachten nach Haus, um den Text zu schreiben und es aufzuführen. Aber alles war von verzweifelterm Ernst und man durfte auf keinen Fall irgendwelchen Spaß daran haben. Es gab eine komplette technische Probe, mit einer Menge Geschrei und Tränen und „Nimm diesen Hund von der Bühne!“ und „Dieser Szenenwechsel braucht eben seine Zeit!“ Es wurde ausschließlich für Großvater und Großmutter aufgeführt, aber die Arbeit, die darin einging, war wunderbar.

Alan Ayckbourn, 1981

Wo immer in der Welt Christen Weihnachten feiern — und selbst Nichtchristen feiern Weihnachten — verbringen sie das Fest mit der Familie. Und von der Zusammenkunft einer Familie handelt das Stück. Wenn man eine Familie hat, dann ist möglicherweise auch ein exzentrischer Onkel dabei und vielleicht ein Paar, das gerade eine schwierige Phase in seiner Ehe durchmacht. Und eh man sich versieht, hat man eine ganze Runde beisammen. Was die Einzelheiten betrifft — ob sie Sherry oder Manhattan Cocktails trinken — das ist wirklich nebensächlich.

Alan Ayckbourn, 1981

... aber wir kommen alle in den Himmel

Ein Gespräch mit Alan Ayckbourn, im Frühjahr 1987

Peter von Becker: Sie arbeiten 350 Tage im Jahr als Regisseur in Scarborough und London — und ein bis zwei Wochen brauchen Sie dann noch, um jeweils Ihr neues Stück zu schreiben?

Alan Ayckbourn: So ungefähr. Aber wenn ich eine Woche an einem Stück sitze, dann betrifft das nur die rein physische Niederschrift.

Und vorher sammeln Sie Ideen, machen sich Notizen?

Nein, meistens keine Notizen. Es entsteht allmählich im Kopf. Und wenn ich mich dann aufraffe, es tatsächlich zu schreiben, dann liegen da oft schon ein oder zwei neue Stücke „drunter“. Die Niederschrift dient also auch dazu, die aufgestauten Ideen loszuwerden und Platz zu schaffen im Kopf, für das nächste Stück, das kommt.

Ihnen gehen die Einfälle nie aus?

Man weiß natürlich nicht, ob damit mal Schluß sein wird und ein Stück das letzte ist. Bis jetzt jedenfalls habe ich eine Art Department in mir, das Dinge, Situationen erfindet, von denen ich denke, daß sie komisch sind, daß sie Spaß machen könnten. Gleichzeitig versuche ich, vorsichtig zu sein, sie nicht zu benützen, bevor ich nicht wirklich eine Geschichte, also ein Stück für sie gefunden habe.

Erinnern Sie sich an einen Einfall, der vor der eigentlichen Geschichte da war?

Vor einigen Jahren stellte ich mir vor, es würde ganz interessant sein, ein Stück mit verschiedenen Schlüssen zu schreiben. Oder ich denke darüber nach, wie aus kleinen, alltäglichen und zunächst völlig unscheinbaren Fehlentscheidungen im Leben am Ende die großen Fehler und Katastrophen entstehen. — Es sind immer ganz verschiedene Sachen. Ja, und dann habe ich eben irgendwann „Intimate Exchanges“ (1982) geschrieben, ein Stück mit 16 verschiedenen Schlüssen.

Und was reizt Ihre Phantasie? Sind es private Beobachtungen, Kuriosa, die Sie in der Zeitung lesen?

Viele Faktoren spielen eine Rolle. Meistens ist es nicht nur eine auslösende Idee. Ich sehe Gesichter, Leute, die zufällig zusammenkommen, die zufällig bestimmte Entscheidungen treffen . . .

Kommen Sie als Regisseur und millionenschwerer Autor überhaupt noch mit den Leuten, die in Ihren Stücken auftreten, zusammen: mit den Angestellten und kleinen Chefs des Mittelstandes? Oder verkehren auch in England Theatermenschen fast nur noch mit Theatermenschen?

Das Leben in der Londoner City, wenn ich hier am National Theatre arbeite, ist sicher sehr künstlich. Aber in Scarborough sind die sogenannten normalen sozialen Kontakte viel leichter. Es ist eben ein Theater in einer Kleinstadt. Um allerdings ehrlich zu sein: Die meisten Informationen über Menschen oder die Gesellschaft kommen wohl aus dritter Hand, indem man etwas hört, liest. Beim direkten Kontakt mit fremden Leuten ist auch

ein bißchen das Problem, daß sie denken, oh, man ist Schriftsteller, also müssen sie posieren und besonders geistreiche Sachen sagen . . .

Welche Dramatiker haben Sie als Vorbilder angeregt?

Tschechow ist für mich sehr wichtig. Tschechow besonders. Auch Arthur Miller, seine Technik. Ich bin als Regisseur ja schon von Berufs wegen sehr aufmerksam für andere Autoren und erforsche ihre Stücke und Charaktere, zusammen mit den Schauspielern. Und wenn ich beispielsweise Pinter inszeniere, studiere ich natürlich genau die Technik — wie das gemacht ist. Sowas fasziniert mich. Nicht, daß man selber Szenen oder Einfälle stehen möchte. Aber alles, was man erfährt und lernt, ist Stoff für einen Schriftsteller und wird von seiner Phantasie verwandelt, in einen eigenen Stil.

Sie haben wohl nie zu der Generation der „angry young men“ gehört, und die Beziehungen zwischen Ihnen und Autoren wie John Osborne oder Edward Bond gelten als ziemlich kühl. Wie ist denn Ihr Verhältnis zur politisch engagierten, sozialkritischen englischen Dramatik?

Nun, ich mag keine Botschaften auf der Bühne. Und mein Talent fällt wohl eher in die Mitte; ich bin aufgewachsen zwischen den beiden Schulen — hier die von Noël Coward bis Terence Rattigan, also Verfechtern des „well made play“, und dort die sozialkritischen Autoren wie Osborne, die seit Ende der fünfziger Jahre explosionsartig hervorgetreten sind, mit ihrem neuen radikalen Realismus, und die das alte Theater am liebsten zum Teufel jagen wollten. Ich fand das sehr spannend, bin aber wohl nicht ganz so politisch oder ideologisch engagiert wie einige meiner etwas älteren Zeitgenossen. Und dann liebe ich einfach die Form, die Architektur eines Stücks! Während andere an Formfragen auf dem Theater nicht mehr so interessiert waren. Die Bezeichnung „well made play“ hatte vor einigen Jahren einen ausgesprochen schlechten Klang. Ich aber liebe die Idee eines vollkommen durchgeformten Textes. Ich wünsche mir im Theater etwas intellektuell Befriedigendes und emotional Anregendes, und als Dramatiker ist für mich die formale Konstruktion eines Stücks von großem intellektuellem Reiz.

Die Kunst des Dialogs, eine wesentliche Voraussetzung des „well made play“, beherrschen und kultivieren in England heute sicher noch mehr Autoren als in Deutschland, auch so unterschiedliche Geister wie Tom Stoppard und Harold Pinter. Sie haben Pinter inszeniert — und Stoppard?

Stoppard nicht, Pinter ja. Ich glaube, bei beiden basieren die Stücke auf der Struktur des Dialogs, nicht so sehr auf der Struktur des Stücks. Obwohl, Pinter . . . Er denkt sehr freundlich über mich. Und als er „Betrogen“ schrieb, hat er erstmals die theatralische Erfindung benützt, ein Stück rückwärts zu erzählen. Das ist eine Technik, die auch aus einem meiner Stücke stammen könnte.

Mit Stücken wie „Season's Greetings“ („Schöne Bescherungen“), „Way Upstream“ („Stromaufwärts“), dem wunderbaren „A Chorus of Disapproval“ („Einer für alles“) und jetzt „A Small Family Business“ scheinen Sie mir auf dem Wege zu sein, so etwas wie ein Molière der

englischen Middleclass zu werden. (Ayckbourn lacht.) Haben Sie je Molière inszeniert?

Nein, nie.

Überhaupt keine Klassiker, auch nicht Shakespeare?

Nein, ich habe erst ab 1850 angefangen, nicht früher. — Aber daß Sie Molière erwähnen, ist natürlich ein sehr schöner und ehrender Vergleich.

Wenn Sie Ihre eigenen Stücke inszenieren, tritt da der Regisseur Ayckbourn auch mit dem Autor Ayckbourn in Konkurrenz? Verändern Sie den Text noch während der Proben?

Es ist kein Witz: Wir haben bei „A Small Family Business“ ein Wort geändert und vier Zeilen gestrichen. Das ist alles.

Und das ist bei Ihnen so üblich?

Ja. Mittlerweile schon.

Aber Änderungen bedeuten keine Abwertung des Textes. Auch Shakespeare, Molière und Nestroy haben bei Bedarf umgeschrieben, Brecht tat es noch auf der Generalprobe.

Es kann durchaus sein, daß ich nach einer Premiere in Scarborough, bevor eine Produktion nach London übernommen wird, ein paar Korrekturen vornehme. Aber an sich habe ich wohl die Fähigkeit, es gleich „richtig“ zu schreiben. Wenn ein Stück irgendwo falsch wäre, schmeiße ich es weg.

Es gibt bei Ihnen seit einigen Jahren die Tendenz, den Als-ob-Naturalismus der konventionellen Konversationskomödie zu überwinden.

Ja. „A Chorus of Disapproval“ ist sicher eine große theatralische Setzung. Und danach „Woman in Mind“ („Frau in Gedanken“) hat zum Beispiel die Sprünge zwischen Realität und Phantasievorstellung: Es ist ein Stück, nur aus der subjektiven Perspektive der Hauptperson erzählt. — Was mich übrigens heute häufig stört, ist die Erfahrung, daß das *Sprechtheater* gegenüber dem *Schauspiel* überwiegt. Theater aber ist nicht nur zum Hören, sondern auch zum Schauen da. Ich meine damit nicht unbedingt riesige Bühnenbilder wie bei Peter Steins „Haarigem Affen“, der hier in London gerade gastierte — das ist natürlich sehr hübsch. Aber bei einem Stück interessiert mich, wie es verbal und in der physischen Aktion etwas vorantreibt.

Sie schreiben nur fürs Theater, keine Prosa?

Ich bin kein guter Prosaschriftsteller. Ich schreibe am besten für Augen und Ohren. Ein Grund mehr, warum ich im Gegensatz zu Pinter oder Stoppard keinen guten Ruf habe bei den Literaturwissenschaftlern. Man darf meine Texte nicht nur lesen, man muß sie hören und sehen. Also ins Theater gehen.

Von der Blässe des Gedankens, daß man die Welt heute nicht mehr komödiantisch unbeschwert und ohne sehr komplexe ästhetische Mittel darstellen kann, sind Sie wohl nicht angekränkelt.

Unbeschwert geht es sicher nicht. Meine ersten Stücke waren noch ziemlich leicht und vergleichsweise hell. Aber seit „Relatively Speaking“ („Halbe Wahrheiten“, 1965) sind die Stücke doch auch immer dunkler geworden. Die Komödie ist die Schwester der Tragödie.

**Sie kennen gewiß die Vermutung, in einem großen Clown stecke zu-
meist ein begabter Melancholiker. Gibt es auch in Ihnen eine dunkle
Seite?**

Ich glaube, wir sind insgeheim alle ziemlich tragisch. Und wenn ich mich umsehe — ökologische Zerstörungen, Entwicklungen der Politik —, dann kann mich das schon deprimieren. Aber ich glaube dennoch an das Individuum. Es gibt, als Einzelne betrachtet, noch immer sehr viele sympathische Menschen, liebenswert auch in ihren Schwächen. Ich bin also ein Pessimist, was die Menschheit angeht, und Optimist, was den Menschen betrifft. Wir sprengen uns wahrscheinlich eines Tages selbst in die Luft — aber wir kommen alle in den Himmel! (Lachen)

Und Sie zweifeln nicht irgendwann im Stillen auch mal am eigenen Erfolg und fragen sich, ob das ganze Theater nicht bedeutungslos ist gegenüber dem, was sich draußen in der Welt abspielt, vor dem Theater und ohne Theater? Was Sie machen: Entertainment für zwei, drei Stunden, und schnell vergessen — bis wieder das nächste Stück kommt . . .?

Das ist der alte Zwiespalt des Theaters und wohl aller Kunst. Sie stellen auf der Bühne einen Mord dar, und draußen passiert er gerade wirklich. Ja, und die eigene Moral . . .: Wenn ich ein Stück geschrieben und inszeniert habe und sehe, daß es funktioniert und dem Publikum Spaß macht, ist es auch für mich selbst immer wieder eine Freude. Wie wenn man eine Party gibt, und man kriegt seine Gäste „high“, nicht durch Alkohol, sondern durch eine gemeinsame Erfahrung. Und gleichgültig, ob Tragödie oder Komödie, irgendwie berührt man das Publikum doch.

Die Leute fragen mich, was ich mit meinen Stücken erzählen will, und ich denke, daß ich ihnen am meisten von ihnen selbst erzählen will oder sie zumindest auffordern möchte, sich selbst zu befragen.

Alan Ayckbourn, 1979

Weihnacht

Weihnacht ist das schönste Fest,
weil es das menschlichste ist.
Es ist so schön, daß wir wohl das Recht hätten,
unsere Lebenstage nicht nach Jahren zu zählen,
sondern nach den Weihnachtsfesten, die wir feierten.

Gustav Frenssen



Nicht nur zur Weihnachtszeit . . .

Es ist einfach, rückwirkend den Herd einer beunruhigenden Entwicklung auszumachen — und merkwürdig, erst jetzt, wo ich es nüchtern betrachte, kommen mir die Dinge, die sich seit fast zwei Jahren bei unseren Verwandten begeben, außergewöhnlich vor.

Wir hätten früher auf die Idee kommen können, es stimme etwas nicht. Tatsächlich, es stimmt etwas nicht, und wenn überhaupt jemals irgend etwas gestimmt hat — ich zweifle daran —, hier gehen Dinge vor sich, die mich mit Entsetzen erfüllen.

Um Mariä Lichtmeß herum, zu der Zeit also, wo man in unseren Landen die Christbäume plündert, sie dann auf den Kehrriecht wirft, wo sie von nichtsnutzigen Kindern aufgegriffen, durch Asche und sonstigen Unrat geschleift und zu mancherlei Spiel verwendet werden, um Lichtmeß herum war das Schreckliche geschehen. Als mein Vetter Johannes am Abend des Lichtmeßtages, nachdem ein letztes Mal der Baum gebrannt hatte — als Johannes begann, die Zwerge von den Klammern zu lösen, fing meine bis dahin so milde Tante jämmerlich zu schreien an, und zwar so heftig und plötzlich, daß mein Vetter erschrak, die Herrschaft über den leise schwankenden Baum verlor, und schon war es geschehen: es klirrte und klingelte, Zwerge und Glocken, Ambosse und der Spitzenengel, alles stürzte hinunter, und meine Tante schrie.

Sie schrie fast eine Woche lang, Neurologen wurden herbeitelegraphiert, Psychiater kamen in Taxen herangerast — aber alle, auch Kapazitäten verließen achselzuckend, ein wenig erschreckt auch, das Haus. Keiner hatte diesem unerfreulich schrillen Konzert ein Ende bereiten können. Nur die stärksten Mittel brachten einige Stunden Ruhe. Es ist aber eine Qual, eine aus allen Leibeskräften schreiende Frau im Hause zu haben: schon am zweiten Tage befand sich die Familie in völliger Auflösung. Auch der Zusage des Priesters, der am Heiligen Abend der Feier beizuwohnen pflegte, blieb vergeblich: meine Tante schrie. Sie verweigerte die Nahrung, sprach nicht, schlief nicht; man wandte kaltes Wasser an, heiße Fußbäder, Wechselbäder, die Ärzte schlugen in Lexika nach, suchten nach dem Namen dieses Komplexes, fanden ihn nicht.

Und meine Tante schrie. Sie schrie so lange, bis mein Onkel Franz — dieser wirklich herzengute Mensch — auf die Idee kam, einen neuen Tannenbaum aufzustellen.

Die Idee war ausgezeichnet, aber sie auszuführen, erwies sich als äußerst schwierig. Es war fast Mitte Februar geworden, und es ist verhältnismäßig schwer, um diese Zeit einen diskutablen Tannenbaum auf dem Markt zu finden. Die gesamte Geschäftswelt hat sich längst — mit erfreulicher Schnelligkeit übrigens — auf andere Dinge eingestellt. Karneval ist nahe: Masken und Pistolen, Cowboyhüte und verrückte Kopfbedeckungen für Czardasfürstinnen füllen die Schaufenster, in denen man sonst Engel und Engelhaar, Kerzen und Krippen hat bewundern können. Die Zuckerwarenläden haben längst den Weihnachtskrepel in ihre Lager zurücksortiert,

während Knallbonbons nun ihre Fenster zieren. Jedenfalls, Tannenbäume gibt es um diese Zeit auf dem regulären Markt nicht.

Es wurde schließlich eine Expedition raublustiger Enkel mit Taschengeld und einem scharfen Beil ausgerüstet: sie fuhren in den Staatsforst und kamen gegen Abend, offenbar in bester Stimmung, mit einer Edeltanne zurück. Aber inzwischen war festgestellt worden, daß vier Zwerge, sechs glockenförmige Ambosse und der Spitzenengel völlig zerstört waren. Die Marzipanfiguren und das Gebäck waren den gierigen Enkeln zum Opfer gefallen. Obwohl es an Barmitteln, auch an den nötigen Beziehungen nicht fehlte, dauerte es weitere vier Tage, bis die Ausrüstung komplett war. Währenddessen schrie meine Tante ununterbrochen. Telegramme an die deutschen Spielzeugzentren wurden durch den Äther gejagt, Blitzgespräche geführt, von jungen erhitzten Postgehilfen wurden in der Nacht Exprespakete angebracht, durch Bestechung wurde kurzfristig eine Einfuhrgenehmigung aus der Tschechoslowakei durchgesetzt.

Diese Tage werden in der Chronik der Familie meines Onkels als Tage mit außerordentlich hohem Verbrauch an Kaffee, Zigaretten und Nerven erhalten bleiben. Inzwischen fiel meine Tante zusammen: ihr rundliches Gesicht wurde hart und eckig, der Ausdruck der Milde wich dem einer unnachgiebigen Strenge, sie aß nicht, trank nicht, schrie dauernd, wurde von zwei Krankenschwestern bewacht, und die Dosis Luminal mußte täglich erhöht werden.

Franz erzählte uns, daß in der ganzen Familie eine krankhafte Spannung geherrscht habe, als endlich am 12. Februar die Tannenbaumausrüstung wieder vollständig war. Die Kerzen wurden entzündet, die Vorhänge zugezogen, meine Tante wurde aus dem Krankenzimmer herübergebracht, und man hörte unter den Versammelten nur Schluchzen und Kichern. Der Gesichtsausdruck meiner Tante milderte sich schon im Schein der Kerzen, und als deren Wärme den richtigen Grad erreicht hatte, die Glasburschen wie irr zu hämmern anfangen, schließlich auch der Engel „Frieden“ flüsterte, „Frieden“, ging ein wunderschönes Lächeln über ihr Gesicht, und kurz darauf stimmte die ganze Familie das Lied *O Tannenbaum* an. Um das Bild zu vervollständigen, hatte man auch den Pfarrer eingeladen, der ja üblicherweise den Heiligen Abend bei Onkel Franz zu verbringen pflegte; auch er lächelte, auch er war erleichtert und sang mit.

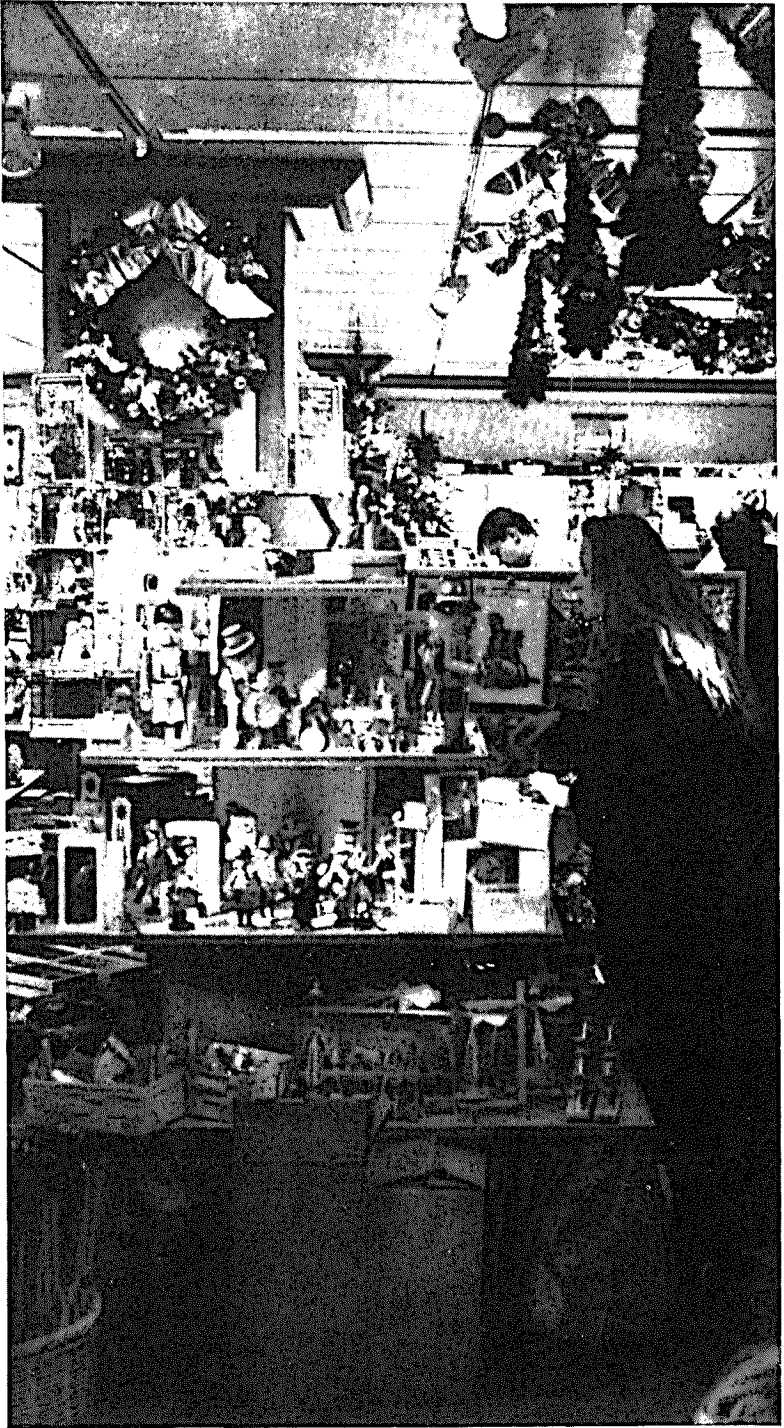
Was kein Test, kein tiefenpsychologisches Gutachten, kein fachmännisches Aufspüren verborgener Traumata vermocht hatte: das fühlende Herz meines Onkels hatte das Richtige getroffen. Die Tannenbaumtherapie dieses herzensguten Menschen hatte die Situation gerettet.

Meine Tante war beruhigt und fast — so hoffte man damals — geheilt, und nachdem man einige Lieder gesungen, einige Schüsseln Gebäck geleert hatte, war man müde und zog sich zurück, und siehe da: meine Tante schlief ohne jedes Beruhigungsmittel. Die beiden Krankenschwestern wurden entlassen, die Ärzte zuckten die Schultern, alles schien in Ordnung zu sein. Meine Tante aß wieder, trank wieder, war wieder liebenswürdig und milde. Aber am Abend darauf, als die Dämmerstunde nahte, saß mein Onkel zeitunglesend neben seiner Frau unter dem Baum, als diese plötzlich

sanft seinen Arm berührte und zu ihm sagte: „So wollen wir denn die Kinder zur Feier rufen, ich glaube, es ist Zeit.“ Mein Onkel gestand uns später, daß er erschrak, aber aufstand, um in aller Eile seine Kinder und Enkel zusammenzurufen und einen Boten zum Pfarrer zu schicken. Der Pfarrer erschien, etwas abgehetzt und erstaunt, aber man zündete die Kerzen an, ließ die Zwerge hämmern, den Engel flüstern, man sang, aß Gebäck — und alles schien in Ordnung zu sein.

Nun ist die gesamte Vegetation gewissen biologischen Gesetzen unterworfen, und Tannenbäume, dem Mutterboden entrissen, haben bekanntlich die verheerende Neigung, Nadeln zu verlieren, besonders, wenn sie in warmen Räumen stehen, und bei meinem Onkel war es warm. Die Lebensdauer der Edeltanne ist etwas länger als die der gewöhnlichen, wie die bekannte Arbeit *Abies vulgaris und abies nobilis* von Dr. Hergenring ja bewiesen hat. Doch auch die Lebensdauer der Edeltanne ist nicht unbeschränkt. Schon als Karneval nahte, zeigte es sich, daß man versuchen mußte, meiner Tante neuen Schmerz zu bereiten; der Baum verlor rapide an Nadeln, und beim abendlichen Singen der Lieder wurde ein leichtes Stimmrunzeln bei meiner Tante bemerkt. Auf Anraten eines wirklich hervorragenden Psychologen wurde nun der Versuch unternommen, in leichtem Plauderton von einem möglichen Ende der Weihnachtszeit zu sprechen, zumal die Bäume schon angefangen hatten, auszuschlagen, was ja allgemein als ein Zeichen des herannahenden Frühlings gilt, während man in unseren Breiten mit dem Wort Weihnachten unbedingt winterliche Vorstellungen verbindet. Mein sehr geschickter Onkel schlug eines Abends vor, die Lieder *Alle Vögel sind schon da* und *Komm, lieber Mai, und mache* anzustimmen, doch schon beim ersten Vers des erstgenannten Liedes machte meine Tante ein derart finsternes Gesicht, daß man sofort abbrach und *O Tannenbaum* intonierte. Drei Tage später wurde mein Vetter Johannes beauftragt, einen milden Plünderungszug zu unternehmen, aber schon, als er seine Hände ausstreckte und einem der Zwerge den Korkammer nahm, brach meine Tante in so heftiges Geschrei aus, daß man den Zwerg sofort wieder komplettierte, die Kerzen anzündete und etwas hastig, aber sehr laut in das Lied *Stille Nacht* ausbrach.

Aber die Nächte waren nicht mehr still; singende Gruppen jugendlicher Irrenbolde durchzogen die Stadt mit Trompeten und Trommeln, alles war mit Luftschlangen und Konfetti bedeckt, maskierte Kinder bevölkerten tagsüber die Straßen, schossen, schrien, manche sangen auch, und einer privaten Statistik zufolge gab es mindestens sechzigtausend Cowboys und vierzigtausend Czardasfürstinnen in unserer Stadt: kurzum, es war Karneval, ein Fest, das man bei uns mit ebensolcher, fast mit mehr Heftigkeit zu feiern gewohnt ist als Weihnachten. Aber meine Tante schien blind und taub zu sein: sie bemängelte karnevalistische Kleidungsstücke, wie sie um diese Zeit in den Garderoben unserer Häuser unvermeidlich sind; mit trauriger Stimme beklagte sie das Sinken der Moral, da man nicht einmal an den Weihnachtstagen in der Lage sei, von diesem unsittlichen Treiben zu lassen, und als sie im Schlafzimmer meiner Kusine einen Luftballon entdeckte, der zwar eingefallen war, aber noch deutlich einen mit weißer



Farbe aufgemalten Narrenhut zeigte, brach sie in Tränen aus und bat meinen Onkel, diesem unheiligen Treiben Einhalt zu gebieten.

Mit Schrecken mußte man feststellen, daß meine Tante sich wirklich in dem Wahn befand, es sei „Heiliger Abend“. Mein Onkel berief jedenfalls eine Familienversammlung ein, bat um Schonung für seine Frau, Rücksichtnahme auf ihren merkwürdigen Geisteszustand, und rüstete zunächst wieder eine Expedition aus, um wenigstens den Frieden des abendlichen Festes garantiert zu wissen.

Während meine Tante schlief, wurde der Schmuck vom alten Baum ab- und auf den neuen montiert, und ihr Zustand blieb erfreulich.

Karneval ging vorüber, der Frühling kam wirklich, statt des Liedes *Komm, lieber Mai* hätte man schon singen können „Lieber Mai, du bist gekommen“. Es wurde Juni. Vier Tannenbäume waren schon verschlissen, und keiner der neuerlich zugezogenen Ärzte konnte Hoffnung auf Besserung geben. Einige weitere sehr vage Versuche, die Feier abzubrechen oder ausfallen zu lassen, wurden mit solchem Geschrei von seiten meiner Tante quittiert, daß man von derlei Sakrilegien endgültig Abstand nehmen mußte.

Das Schreckliche war, daß meine Tante darauf bestand, alle ihr nahestehenden Personen müßten anwesend sein. Zu diesen gehörten auch der Pfarrer und die Enkelkinder. Selbst die Familienmitglieder waren nur mit äußerster Strenge zu veranlassen, pünktlich zu erscheinen, aber mit dem Pfarrer wurde es schwierig. Einige Wochen hielt er zwar ohne Murren mit Rücksicht auf seine alte Pönitentin durch, aber dann versuchte er unter verlegenem Räuspern, meinem Onkel klarzumachen, daß es so nicht weiterging. Die eigentliche Feier war zwar kurz — sie dauerte etwa achtunddreißig Minuten —, aber selbst diese kurze Zeremonie sei auf die Dauer nicht durchzuhalten, behauptete der Pfarrer. Er habe andere Verpflichtungen, abendliche Zusammenkünfte mit seinen Konfratres, seelsorgerische Aufgaben, ganz zu schweigen vom samstäglichem Beichthören. Immerhin hatte er einige Wochen Terminverschiebungen in Kauf genommen, aber gegen Ende Juni fing er an, energisch Befreiung zu erheischen. Franz wütete in der Familie herum, suchte Komplizen für seinen Plan, die Mutter in eine Anstalt zu bringen, stieß aber überall auf Ablehnung.

Jedenfalls: es machten sich Schwierigkeiten bemerkbar. Eines Abends fehlte der Pfarrer, war weder telefonisch noch durch einen Boten aufzutreiben, und es wurde klar, daß er sich einfach gedrückt hatte. Mein Onkel fluchte fürchterlich, er nahm dieses Ereignis zum Anlaß, die Diener der Kirche mit Worten zu bezeichnen, die zu wiederholen ich mich weigern muß. Zum Glück fand man einen pensionierten Prälaten, der in der Nachbarschaft wohnte. Dieser reizende alte Herr erklärte sich mit liebenswürdiger Selbstverständlichkeit bereit, sich zur Verfügung zu halten und täglich die abendliche Feier zu vervollständigen.

Inzwischen haben die abendlichen Feiern im Hause meines Onkels eine fast professionelle Starre angenommen: man versammelt sich unter dem Baum oder um den Baum herum. Meine Tante kommt herein, man entzündet die Kerzen, die Zwerge beginnen zu hämmern und der Engel flü-

stert „Frieden, Frieden“, dann singt man einige Lieder, knabbert Gebäck, plaudert ein wenig und zieht sich gähnend mit dem Glückwunsch „Frohes Fest auch“ zurück — und die Jugend gibt sich den jahreszeitlich bedingten Vergnügungen hin, während mein herzenguter Onkel Franz mit Tante Milla zu Bett geht. Kerzenrauch bleibt im Raum, der sanfte Geruch erhitzter Tannenzweige und das Aroma von Spezereien. Die Zwerge, ein wenig phosphoreszierend, bleiben starr in der Dunkelheit stehen, die Arme bedrohlich erhoben, und der Engel läßt ein silbriges, offenbar ebenfalls phosphoreszierendes Gewand sehen.

Es erübrigt sich vielleicht, festzustellen, daß die Freude am wirklichen Weihnachtsfest in unserer gesamten Verwandtschaft erhebliche Einbuße erlitten hat: wir können, wenn wir wollen, bei unserem Onkel jederzeit einen klassischen Weihnachtsbaum bewundern — und es geschieht oft, wenn wir sommers auf der Veranda sitzen und uns nach des Tages Last und Müh Onkels milde Apfelsinenbowle in die Kehle gießen, daß von drinnen der sanfte Klang gläserner Glocken kommt, und man kann im Dämmer die Zwerge wie flinke kleine Teufelchen herumhämmern sehen, während der Engel „Frieden“ flüstert, „Frieden“. Und immer noch kommt es uns befremdlich vor, wenn mein Onkel mitten im Sommer seinen Kindern plötzlich zuruft: „Macht bitte den Baum an, Mutter kommt gleich.“ Dann tritt, meist pünktlich, der Prälat ein, ein milder alter Herr, den wir alle in unser Herz geschlossen haben, weil er seine Rolle vorzüglich spielt, wenn er überhaupt weiß, daß er eine und welche er spielt.

Schon kurz nach dem ersten Jahrestag der ständigen Weihnachtsfeier gingen beunruhigende Gerüchte um: mein Vetter Johannes sollte sich von einem befreundeten Arzt ein Gutachten haben ausstellen lassen, auf wie lange wohl die Lebenszeit meiner Tante noch zu bemessen wäre, ein wahrhaft finsternes Gerücht, das ein bedenkliches Licht auf eine allabendlich friedlich versammelte Familie wirft. Als meine Tante dann mitten im Sommer einmal erkrankte — Erbrechen und Durchfall suchten diese arme Frau heim —, wurde gemunkelt, sie sei vergiftet worden, aber ich erkläre hier ausdrücklich, daß dieses Gerücht einfach eine Erfindung übelmeinender Verwandter ist. Es ist eindeutig erwiesen, daß es sich um eine Infektion handelte, die von einem Enkel eingeschleppt wurde. Analysen, die mit den Exkrementen meiner Tante vorgenommen wurden, ergaben aber auch nicht die geringste Spur von Gift.

Im gleichen Sommer zeigten sich bei Johannes die ersten gesellschaftsfeindlichen Bestrebungen: er trat aus seinem Gesangverein aus, erklärte, auch schriftlich, daß er an der Pflege des deutschen Liedes nicht mehr teilzunehmen gedenke. Allerdings, ich darf hier einflechten, daß er immer, trotz des akademischen Grades, den er errang, ein ungebildeter Mensch war. Für die *Virhymnia* war es ein großer Verlust, auf seinen Baß verzichten zu müssen.

Mein Schwager Karl fing an, sich heimlich mit Auswanderungsbüros in Verbindung zu setzen. Das Land seiner Träume mußte besondere Eigenschaften haben: es durften dort keine Tannenbäume gedeihen, deren Import mußte verboten oder durch hohe Zölle unmöglich gemacht sein; außer-

dem — das seiner Frau wegen — mußte dort das Geheimnis der Spekulationsherstellung unbekannt und das Singen von Weihnachtsliedern verboten sein. Karl erklärte sich bereit, harte körperliche Arbeit auf sich zu nehmen. Inzwischen sind seine Versuche vom Fluche der Heimlichkeit befreit, weil sich auch in meinem Onkel eine vollkommene und sehr plötzliche Wandlung vollzogen hat. Diese geschah auf so unerfreulicher Ebene, daß wir wirklich Grund hatten, zu erschrecken. Dieser biedere Mensch, von dem ich nur sagen kann, daß er ebenso hartnäckig wie herzensgut ist, wurde auf Wegen beobachtet, die einfach unsittlich sind, es auch bleiben werden, solange die Welt besteht. Es sind von ihm Dinge bekannt geworden, auch durch Zeugen belegt, auf die nur das Wort Ehebruch angewandt werden kann. Und das Schrecklichste ist, er leugnet es schon nicht mehr, sondern stellt für sich den Anspruch, in Verhältnissen und Bedingungen zu leben, die moralische Sondergesetze berechtigt erscheinen lassen müssen. Er war auch der erste, der die Idee hatte, sich von einem Schauspieler bei der abendlichen Feier vertreten zu lassen. Er hatte einen arbeitslosen Bonvivant aufgetrieben, der ihn vierzehn Tage lang so vorzüglich nachahmte, daß nicht einmal seine Frau die ausgewechselte Identität bemerkte. Auch seine Kinder bemerkten es nicht. Es war einer der Enkel, der während einer kleinen Singpause plötzlich in den Ruf ausbrach: „Opa hat Ringelsocken an“, wobei er triumphierend das Hosenbein des Bonvivants hochhob. Für den armen Künstler muß diese Szene schrecklich gewesen sein, auch die Familie war bestürzt, und um Unheil zu vermeiden, stimmte man, wie so oft schon in peinlichen Situationen, schnell ein Lied an. Nachdem die Tante zu Bett gegangen, war die Identität des Künstlers schnell festgestellt. Es war das Signal zum fast völligen Zusammenbruch.

Immerhin: man muß bedenken, eineinhalb Jahre, das ist eine lange Zeit, und der Hochsommer war wieder gekommen, eine Jahreszeit, in der meinen Verwandten die Teilnahme an diesem Spiel am schwersten fällt. Lustlos knabbern sie in dieser Hitze an Printen und Pfeffernüssen, lächeln starr vor sich hin, während sie ausgetrocknete Nüsse knacken, sie hören den unermüdlich hämmernden Zwergen zu und zucken zusammen, wenn der rotwangige Engel über ihre Köpfe hinweg „Frieden“ flüstert, „Frieden“, aber sie harren aus, während ihnen trotz sommerlicher Kleidung der Schweiß über Hals und Wangen läuft und ihnen die Hemden festkleben. Vielmehr: sie haben ausgeharrt.

Geld spielt vorläufig noch keine Rolle — fast im Gegenteil. Man beginnt sich zuzuflüstern, daß Onkel Franz nun auch geschäftlich zu Methoden gegriffen hat, die die Bezeichnung „christlicher Kaufmann“ kaum noch zulassen. Er ist entschlossen, keine wesentliche Schwächung des Vermögens zuzulassen, eine Versicherung, die uns zugleich beruhigt und erschreckt. Nach der Entlarvung des Bonvivants kam es zu einer regelrechten Meuterei, deren Folge ein Kompromiß war: Onkel Franz hat sich bereit erklärt, die Kosten für ein kleines Ensemble zu übernehmen, das ihn, Johannes, meinen Schwager Karl und Lucie ersetzt, und es ist ein Abkommen getroffen worden, daß immer einer von den vieren im Original an der abendlichen Feier teilzunehmen hat, damit die Kinder in Schach gehalten werden.



Der Prälat hat bisher nichts von diesem Betrug gemerkt, den man keineswegs mit dem Adjektiv fromm wird belegen können. Abgesehen von meiner Tante und den Kindern ist er die einzige originale Figur bei diesem Spiel.

Es ist ein genauer Plan aufgestellt worden, der in unserer Verwandtschaft Spielplan genannt wird, und durch die Tatsache, daß einer immer wirklich teilnimmt, ist auch für die Schauspieler eine gewisse Vakanz gewährleistet. Fast zwei Jahre sind inzwischen verstrichen: eine lange Zeit. Und ich konnte es mir nicht versagen, auf einem meiner abendlichen Spaziergänge einmal am Hause meines Onkels vorbeizugehen, in dem nun keine natürliche Gastlichkeit mehr möglich ist, seitdem fremdes Künstlervolk dort allabendlich herumläuft und die Familienmitglieder sich befremdenden Vergnügungen hingeben. Es war ein lauer Sommerabend, als ich dort vorbeikam, und schon als ich um die Ecke in die Kastanienallee einbog, hörte ich den Vers:

weihnachtlich glänzet der Wald . . .

Ein vorüberfahrender Lastwagen machte den Rest unhörbar, ich schlich mich langsam ans Haus und sah durch einen Spalt zwischen den Vorhängen ins Zimmer: Die Ähnlichkeit der anwesenden Mimen mit den Verwandten, die sie darstellten, war so erschreckend, daß ich im Augenblick nicht erkennen konnte, wer nun wirklich an diesem Abend die Aufsicht führte — so nennen sie es. Die Zwerge konnte ich nicht sehen, aber hören. Ihr zirpendes Gebimmel bewegt sich auf Wellenlängen, die durch alle Wände dringen. Das Flüstern des Engels war unhörbar. Meine Tante schien wirklich glücklich zu sein: sie plauderte mit dem Prälaten, und erst spät erkannte ich meinen Schwager als einzige, wenn man so sagen darf, reale Person. Ich erkannte ihn daran, wie er beim Auspusten des Streichholzes die Lippen spitzte. Es scheint doch unverwechselbare Züge der Individualität zu geben. Dabei kam mir der Gedanke, daß die Schauspieler offenbar auch mit Zigarren, Zigaretten und Wein traktiert werden — zudem gibt es ja jeden Abend Spargel, eine erhebliche zusätzliche Verteuerung für meinen Onkel. Die Kinder spielten mit Puppen und hölzernen Wagen in einer Zimmerecke: sie sahen blaß und müde aus. Tatsächlich, vielleicht müßte man auch an sie denken. Mir kam der Gedanke, daß man sie vielleicht durch Wachspuppen ersetzen könne, solcherart, wie sie in den Schaufenstern der Drogerien als Reklame für Milchpulver und Hautcreme Verwendung finden. Ich verließ meinen Beobachtungsposten, als man drinnen anfang, *Stille Nacht* zu singen. Ich konnte das Lied wirklich nicht ertragen. Die Luft ist so lau — und ich hatte einen Augenblick lang den Eindruck, einer Versammlung von Gespenstern beizuwohnen.

Inzwischen ist es mir gelungen, durchzusetzen, daß die Kinder durch Wachspuppen ersetzt werden. Die Anschaffung war kostspielig — Onkel Franz scheute lange davor zurück —, aber es war nicht länger zu verantworten, die Kinder täglich mit Marzipan zu füttern und sie Lieder singen zu lassen, die ihnen auf die Dauer psychisch schaden können. Die Anschaf-

fung der Puppen erwies sich als nützlich, weil Karl und Lucie wirklich auswanderten und auch Johannes seine Kinder aus dem Haushalt des Vaters zog. Zwischen großen Überseekisten stehend, habe ich mich von Karl, Lucie und den Kindern verabschiedet, sie erschienen mir glücklich, wenn auch etwas beunruhigt. Auch Johannes ist aus unserer Stadt weggezogen. Onkel Franz ist lebensmüde. Mit klagender Stimme erzählte er mir neulich, daß man immer wieder vergißt, die Puppen abzustauben. Überhaupt machen ihm die Dienstboten Schwierigkeiten, und die Schauspieler scheinen zur Disziplinlosigkeit zu neigen. Sie trinken mehr, als ihnen zusteht, und einige sind dabei ertappt worden, daß sie sich Zigarren und Zigaretten einsteckten. Ich riet meinem Onkel, ihnen gefärbtes Wasser vorzusetzen und Pappzigarren anzuschaffen.

Die einzig Zuverlässigen sind meine Tante und der Prälat. Sie plaudern miteinander über die gute alte Zeit, kichern und scheinen recht vergnügt und unterbrechen ihr Gespräch nur, wenn ein Lied angestimmt wird. Jedenfalls: die Feier wird fortgesetzt.

Heinrich Böll





Weihnacht

Weihnacht ist das Fest der Liebe,
Weihnacht ist das Fest der Freud'!
Weihnacht schafft Dir Herzenstriebe,
Wie das Jahr sie sonst nicht beut.

Weihnacht ist das Fest des Essens,
Weihnacht ist das Fest, das bläht.
Weihnacht will man rasch vergessen
Donnerwort' der Pietät.

Weihnacht ist das Fest der Seelen,
Weihnacht ist das Fest der Lust.
Weihnachten tun sich vermählen
Bethlehem und Gänsebrust.

Julie Schrader

Alan Ayckbourn

wurde im April 1939 in London geboren: der Vater war Musiker, die Mutter, eine Journalistin, schrieb Kurzgeschichten für Frauenzeitschriften. Mit 17 Jahren ging Ayckbourn ans Theater, wurde Hilfsinspizient beim Edinburgh Festival und ab 1957 Mitglied des Library Theatre im ostenglischen Seebadeort Scarborough; dorthin holte ihn Stephen Joseph, ein engagierter Regisseur und Theaterleiter in der Provinz, der sich für neue Autoren (u. a. schon früh für Harold Pinter) und neue Spielformen einsetzte. Joseph entdeckte schnell das Schreibtalent des jungen Schauspielers Ayckbourn. 1959 wurden in Scarborough die beiden ersten Stücke des kaum 20jährigen Ayckbourn uraufgeführt. Drei Jahre später gründete Ayckbourn in Stoke-on-Trent eine eigene Theatergruppe und wechselte 1964 für mehrere Jahre als Hörspielautor und Regisseur an das BBC-Studio in Leeds. Seit 1970 leitet Ayckbourn das Theater von Scarborough, für dessen Ensemble er jährlich ein bis zwei Stücke schreibt, die er auch selbst inszeniert.

Bis heute hat Alan Ayckbourn rund 40 Texte fürs Theater geschrieben, einschließlich einiger Musicals und Musik-Revuen.

Seit 1967 sind Ayckbourns Dramen durchweg Publikumserfolge. Sie sind mittlerweile in 26 Sprachen übersetzt und werden rund um den Globus gespielt, auch in der UdSSR, in Japan und Indien.

Theaterstücke (Auswahl):

Halbe Wahrheiten. 1965 — Die bessere Hälfte. 1969 — Im Kreise der Familie. 1970 — Im besten Einvernehmen. 1971 — Frohe Feste. 1972 — Normans Eroberungen. 1973 — Freunde in der Not. 1974 — Konfussionen. 1974 — Schlafzimmergäste. 1975 — Ganz unter uns. 1976 — Das Festkomitee. 1977 — Spaß beiseite. 1978 — Rein schwesterliche Gefühle. 1979 — Treppauf — Treppab. 1979 — Schöne Bescherungen. 1980 — Stromaufwärts. 1981 — Jeder kann's gewesen sein. 1983 — Einer für alles. 1984 — In Gedanken. 1985. — Familiengeschäfte. 1987 — Ab jetzt. 1987 — Der Held des Tages. 1988 — Das Rätsel der gestohlenen Stimmen. 1988 —

